

Briefe an den Nebi

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **95 (1969)**

Heft 38

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BRIEFE AN DEN NEBI



Thema Nr. 1: Fremdarbeiterproblem

(Zum Leserbrief H. H., Zürich,
in Nr. 35)

Ich frage mich, wieso H. H. sich so vehement gegen Uebervölkerungs- und Ueberfremdungskontrollen einsetzt. Ich wette, H. H. besitzt ein eigenes Geschäft und rechnet sich jeden Tag vor, wieviel er mehr verdienen könnte, wenn es diese verfluchte Einwanderungsbeschränkung nicht gäbe. Starker Zugang von ausländischen Arbeitskräften, verbunden mit einer sich rasch vermehrenden Bevölkerung wären ideale Voraussetzungen, um kräftige Umsatz- und Gewinnsteigerungen erzielen zu können. Ob eine solche Entwicklung für die Mehrheit der Bevölkerung angenehm wäre, ist Nebensache.

Dabei ist der Mensch bekanntlich keine Maschine, die man auf engstem Raum mit andern Maschinen irgendwelcher Herkunft aufstellen kann. Im Gegensatz dazu fühlt er sich unbehaglich, wenn dauernd allzu viele seinesgleichen um ihn herum sind und ihn in der Bewegungsfreiheit behindern. Oder fühlen sich Leute wie H. H. besonders wohl, z. B. im Feierabend- oder Sonntagsverkehr in der Stadt Zürich?

Wenn zusätzlich ein wesentlicher Teil der Mitmenschen fremd und andersartig ist, wie z. B. die Südtaliener, wird das Unbehagen, aus dem sich Haß entwickeln kann, nur noch größer. Wie die Geschichte beweist, wurde Andersartigkeit immer als störend und bedrohend empfunden. Die Folgen sind bekannt: siehe Drittes Reich, Biafra oder auch das Farbigenproblem in den USA etc. Solche Gefühle, die natürlich sind, als niedrig und häßlich darzustellen, ist verständlich aber ungerade. Man sollte sich vielmehr bemühen, solche Konfliktsituationen gar nicht erst entstehen zu lassen. Auch nicht bei den in dieser Hinsicht sehr geduldenen Schweizern.

Daß es auch anders geht, beweisen uns unter anderen die Holländer und die Dänen, die mit einem Bruchteil unserer Fremdarbeiter auskommen und deswegen weder ärmer noch unglücklicher sind.

Vernünftig wäre, wenn man endlich die Zahl der Ausländer wirklich stabilisieren und durch Propaganda zugunsten der Familienplanung das Wachstum der Gesamtbevölkerung bremsen würde. Leider liegt das nicht im Interesse der in diesen Fragen viel aktiveren schweizerischen Wirtschaft.

E. Pf., Frauenkappelen

*

H. H., Zürich, stellt in Nr. 35 eine Frau R. B., Binningen, wegen deren Gedanken zur Ueberfremdung, wie sie in Nr. 33 erschienen sind, an den «Pranger der Lächerlichkeit».

Dabei drückt diese Leserin aus, was viele Schweizer und sogar Niedergelassene heute stark beschäftigt. Beide Leserbriefe sind Standpunkte in einer Frage, die uns alle angeht. Die Frau

aus Binningen empfindet als aufrechte Schweizerin. Bei H. H. aus Zürich hingegen liegt eindeutig persönliches Interesse an möglichst bald zehn Millionen Bewohnern unseres Landes vor.

Je nach Wohn- und Arbeitsort, Steckenpferd usf. ergibt sich die Einstellung des einzelnen Schweizlers gegenüber Mitmenschen aus andern Ländern, die bei uns weilen. Je nach dem Grad der Abhängigkeit (lies Geld-Grad) wagt er laut, leise oder gar nicht seine Meinung zur Ueberfremdungsfrage zu sagen oder zu schreiben. Aber diese Mitbürgerin wegen ihrer berechtigten Sorgen an einen «Pranger der Lächerlichkeit» zu stellen, verdient genau so Ablehnung. Man wird es nachgerade müde, jeden Mahner zur Vernunft in dieser vitalen Frage zum Fremdenhasser und Rassisten abgestempelt zu sehen. So einfach ist nun doch das Ganze nicht. T. H., Ins

Schützenhilfe für «Till»

Liebe Freunde,

ich kämpfe mit mir selbst, ob ich schreiben soll oder nicht – es braucht ja immer eine gewisse Ueberwindung. Habe ich mich klar ausgedrückt? Wohl doch nicht ganz: ein besonders gebildeter Nebi-Leser wird messerscharf aus meinen Worten schließen, daß ich *im Bunde mit mir selbst kämpfe* – ja gegen was oder wen denn? Nein, im Ernst: ich lag *im Kampfe mit mir selbst*, ehe ich mich doch aufraffte, in die Tasten der Schreibmaschine zu greifen.

Und so lag auch der wackere Talbot (Schiller, Jungfrau von Orléans, III. Aufzug, 6. Auftritt) *im Kampf mit der Dummheit seiner Untergebenen*, die in panischer Angst davonliefen statt sich zu wehren, als er sterbend die bitteren Worte sprach:

«Unsinn, du siegst, und ich muß untergehen;

mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

Erhabene Vernunft, ... wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß des Aberwitzes an den Schweiß gebunden, unmächtig rufend, mit dem Trunkenen dich sehend in den Abgrund stürzen mußt!

... dem Narrenkönig gehört die Welt!»

Es ist traurig genug, so sterben zu müssen. Man sollte den armen, geschlagenen, todwunden Feldherrn nicht auch noch für ein *Bündnis* der klarschenden Götter mit der Dummheit verantwortlich machen. Das ist ein Aberwitz (um bei unserem Text zu bleiben), wie man aus dem ganzen Zusammenhang leicht sieht. Doch der verehrungswürdige n.o.s. hat uns diese Fehldeutung seinerzeit höchst elegant und – wie L. R.'s Zuschrift in Nr. 36 beweist – erfolgreich präsentiert. Ob es nicht respektlos sei, ihm entgegenzutreten, auch wegen dieses Bedenkens kämpfte ich mit mir selbst. Aber ich muß «Till» in Schutz nehmen: er hat zwar wörtlich falsch, aber sinngemäß richtig zitiert. H. M. K., Riehen

Der Oelskandal von Hauptwil

Seit einigen Tagen ist der hübsche Schwannenweiher im schönsten Garten des Thurgauer Dorfes Hauptwil zum stinkenden Tümpel verwandelt, auf dessen Oberfläche große tote Karpfen treiben. Die meisten Fischleichen sind bereits eingesammelt, auch die verendeten Enten.

Was passiert ist, war in den Zeitungen zu lesen: Drei Tanks oberhalb des Weiheres waren mit Dieselöl und Benzin gefüllt worden, obwohl die Deckel zu den Kammern noch nicht vorhanden waren. In wenigen Regentagen füllten sich die Tanks mit Wasser, das bekanntlich schwerer ist als Erdöl. Dieses wurde weggedrückt und floß in Strömen über die Straße, in den Weiher, in den Dorfbach, in die Thur. Die Hauptwiler malen sich entsetzt aus, was geschehen wäre, wenn ein vorüberfahrender Automobilist eine brennende Zigarette auf die benzinüberflutete Straße geworfen hätte.

Leider wurde bereits in der ersten Berichterstattung über diesen «Betriebsunfall» die wahre Ursache vertuscht: Es hieß, das Auslaufen des Benzins stehe «in keinem Zusammenhang mit

der im Bau befindlichen großen Tankanlage». Tatsächlich sind die sieben riesigen Rundtürme noch nicht gefüllt; die kleineren unterirdischen Tanks sollten erst dazu dienen, die Maschinen und Fahrzeuge auf dem Bauplatz zu speisen. Also doch ein wesentlicher Zusammenhang!

Wer mit Auto oder Bahn das reizend gelegene, historisch bemerkenswerte Dorf Hauptwil durchfährt, ist entsetzt über die brutale Verschandelung der Landschaft durch die sieben Kolosse. Die Gemeindebehörden zeigten sich blind gegen Warnungen und Einsprüche; kurzerhand erklärten sie das vom Unternehmer gewünschte Land als Industriezone und gestatteten ihm, statt der vorgeschriebenen Bauprofile Luftballone an 23 Meter hohen Schürren zu befestigen.

Noch im Juli 1969 haben ein paar einsichtige Einwohner die Behörden davor gewarnt, die Anlage zu vergrößern; denn bereits liegt ein Erweiterungsbegehren vor. «Die sehr großen Tanks in der Nähe von Wohnhäusern und über einem Bach sind nicht zu verantworten», schrieben sie, «sie bilden eine große Gefahr für das Grund-



Auch die Werbung gratuliert ...

wasser und auch im Hinblick auf einen Großbrand und Explosionen.»

Ob das jüngste Vorkommnis den Behörden die Augen öffnen wird? Oder ob man sich wieder einmal damit begnügt, den Schuldigen herauszufinden und die materiellen Schäden zu begleichen? Von den riesigen Speichern hieß und heißt es, sie seien «narrensicher». Ein unseliges Wort im Zusammenhang mit gefährbringenden technischen Anlagen; denn gegen menschliche Dummheit ist noch kein Automar erfunden!

I. H., Stäfa

Der Bundesrat ist nicht an allem schuld

Lieber Nebi,

mit Deiner Wochenschau-Glosse «Strom wird teuer und Atomstrom nicht billiger, wie versprochen», hast Du in Nr. 36 einen Fehlschuß auf den Bundesrat abgefeuert. Nicht der vielgeplagte Bundesrat, sondern die in der Tarifbildung absolut selbständigen Elektrizitätswerke in den Gemeinden, Kantonen und Regionen unseres Landes bestimmen das Ausmaß und den Zeitpunkt von Tarifanpassungen. In dieser Tatsache spiegelt sich die Dezentralisation unserer Stromversorgung. Weil jedes Werk eine besondere Kundenstruktur mit einem verschiedenen Anteil von Haushalt- und Industrieverbrauch am Gesamtverbrauch hat, weisen Stadt- und Landwerke ganz unterschiedliche Rentabilitätsverhältnisse auf. Einheitliche schweizerische Strompreise sind deshalb eine Utopie. Und was den Atomstrom anbetrifft, so darf auch der Nebi es glauben, daß die gegenüber der Wasserkraft billigeren Gesteinskosten angesichts der steigenden Verteilungskosten aller Werke einen dämpfenden Einfluß auf die Strompreise ausüben.

Elektrizitätswerke des Kantons Zürich
F. Wanner

Ironie statt Satire

Ich bin erstaunt, in Nr. 36 den Comic strip «Daniel Düssenschaffner» zu finden, von dem ich halb vermuten muß, es sei ein Inserat und nicht als solches bezeichnet. Dieser Beitrag ist trotz allem Aufwand an Zeichnung, Farbe und Areal erbärmlich schwach, weil er statt Satire Ironie verwendet, was in der politischen Diskussion sinnlos ist. Vielleicht täusche ich mich und erkenne die literarischen Qualitäten der Darstellung nicht? Für den einfachen Leser sollte erkennbar sein, was man mit einem Beitrag sagen will. Hier weiß man nicht recht, soll Bundesrat Schaffner lächerlich gemacht werden, oder die Käseunion. Der einzige Satz darin, den ich zustimmend verstehe, lautet: «Wir sind plamiert».

H. R. Sch., Thalwil

Zustimmung

Sehr geehrte Herren, bald sind es 10 Jahre daß ich Ihre Zeitschrift lese und abonniere. Ich möchte mich für die Karikatur in Nr. 31 bedanken, welche die Einbürgerungspraxis kritisiert.

Leider trifft es sehr oft zu, wie eben abgebildet.

L. F., Unterägeri

*

Dank für Ihren Mut, Ihre Zivilcourage, Ihren sauberen Humor!

M. G., Neuchâtel

Folkloristischer Anlaß?

Lieber Nebi,

ich bin Schweizerbürger. Deshalb habe ich die Pflicht, Militärdienst zu leisten. Als Soldat bin ich verpflichtet, jedes Jahr die obligatorische Schießpflicht zu erfüllen. Um dieser Pflicht nachzukommen, muß ich einem Verein beitreten, dessen Zweck es ist, die Schießfertigkeit der Mitglieder im Interesse der Landesverteidigung zu erhalten und zu fördern.

Ich habe Schwierigkeiten einzusehen, daß wir im Kriegsfall unser Land besser verteidigen können, wenn alle Schweizer gezwungen werden, einem Schießverein beizutreten. Im weiteren kann ich nicht verstehen, daß ich als freier Schweizer gezwungen werden kann, einem Verein beizutreten.

Ich stelle mir nun die Frage, ob das Erfüllen der obligatorischen Schießpflicht wirklich zur besseren Landesverteidigung geschaffen wurde. Ich habe eher das Gefühl, daß sich dadurch die Schießvereine nicht um ihren Fortbestand sorgen müssen.

Nach meiner Ansicht wurde das Sturmgewehr zur Abwehr von Feinden, also zur Vernichtung von Menschenleben geschaffen. Ich komme nicht mehr von der Idee los, daß dies eine sekundäre Rolle spielt, denn das Sturmgewehrschießen ist zu einem folkloristischen Anlaß geworden.

R. H., Gwatt

«Die Flut des Unrats steigt»

Aus der «Zeitschrift der intelligenten Frau», die Herr Dr. Max Homberger unter Briefe an den Nebi in Nr. 36 anführt, möchte ich noch folgendes Mütterchen erwähnen, das sich den bereits erwähnten würdig anreicht.

Nun wissen wir es alle ganz genau: «Scheiden lohnt sich immer.» Mit letzterem Schlagwort baumelt in den Trams ein Werbeplakat dieses Heftes. Zuerst glaubte ich, der Setzteufel habe da einen Streich gespielt – es sollte heißen – nimmer –, was ja auch wieder ein kurzschlüssiger Rat wäre. Haben wir nun neben Einheitspreisen nun auch noch Einheitsrezepte für Eheleute zu gewärtigen? Da geben sich Pfarrer, Aerzte, Anwälte und Psychiater alle Mühe, zwei Partner wieder zusammenzubringen, auch der Kinder wegen, und da erlaubt sich solch ein Blatt derartige absurde Ratschläge zu erteilen. Da hat sich vielleicht ein Partner entschlossen, wieder zu seiner Familie zurückzukehren oder ein Kind, das unter der Trennung der Eltern sehr leidet, liest nun diesen Aushang, der den ersteren unsicher macht in seinem Entschluß und das Kind in Verwirrung bringt.

Als ich dann dieser Nummer habhaft wurde, stand unter diesem Titel dann allerdings, daß dieses Ergebnis aus einer Umfrage im Ausland stamme. Für schweizerische Verhältnisse wisse man noch nicht Bescheid. Dieses Zugeständnis ist aber auf dem Werbeplakat nicht ersichtlich. Da wird einfach etwas propagiert, für was man nicht einstehen kann. Dieses heikle Problem ist so vielschichtig und schwer für die Beteiligten, daß einem die Zornader anschwillt beim Lesen solchen gefährlichen Unsinn. Eine Nachbarin von mir erklärte, daß es sie gejackt habe, das aufgehängte Ding nicht herunterzureißen. – Ich glaube doch, daß solche Themen nicht auf die Straße gehören, und auf lange Sicht leisten sich solche Blätter keinen Dienst.

M. P., Zürich

Europa-Kuh

Ob durch manches sonst betrübt:
was Europa pflegt und liebt,
wählt und krönt, sind die gewissen
unverkennbar schönen Missen.

Manchmal sind es Mädchen – neu,
jung und rundum maßgetreu,
formvollendet, will es scheinen,
mit so Busen und so Beinen ...

Manchmal muß auf allen vieren
sich die Schöne drehn und zieren,
sonst wird, trotz dezentem Muh,
niemals sie Europa-Kuh.

Vieles bleibt in Feld und Stall
ungekrönt. Für nächstes Mal
wünschte sehnlichst ich deshalb
zur Kuh noch das Europa-Kalb.

Europa-Huhn, Europa-Rind,
ein Euro-Pferd mit Euro-Kind,

Europa-Katz, Europa-Maus,
Europa-Hund, Europa-Laus,

Europa-Schäfchen ... Aber kritisch
wird es, wenn das Tier politisch
sich empfiehlt. Aus dieser Sicht:
Europa-Strauß? Nein, lieber nicht.

Ernst P. Gerber

Musikfestwochen erinnern mehr
und mehr an Rummelplätze, wo
sich die Mitwirkenden an die
Instrumente drängen, um
rasch ihr profitables
Spielchen zu
machen ...

